Schöne Urlaube, regelmäßig ins Restaurant ... Familie Irmsch mangelt es an nichts – bis eine Krankheit den sozialen Abstieg bringt. EF-Autorin Elisabeth Hussendörfer in einer Tabuzone

Plötzlich arm





Der Termin für die Zwangsversteigerung steht. Das Haus ist der größte Verlust, und der Auszug wird für Anna Salmen-Irmsch, ihren Mann und die Kinder ein harter Tag. Aber auch das wollen sie durchstehen


Liebe Anna,
You are never alone
Liebe Anna,



Am schlimmsten ist es, nachmittags den Fernseher anzuschalten. „Hartz IV, ein Dauerbrenner“, sagt Anna Salmen-Irmsch. Sie kann die Familien nicht mehr sehen, die auf Sofas lümmeln, neben leeren Chipstüten und Bierdosen, dieses Klischee. Die 39-Jährige drückt mit einer Gabel die Pasta ins kochende Wasser, ihr Blick wandert durch die Küche. Keine Chipstüten und keine Bierdosen. Eine offener, moderner Raum, Panoramafenster in den Garten. „Der Termin für die Zwangsversteigerung steht“, sagt Anna Salmen-Irmsch, „wir können es selbst noch nicht fassen.“

Wut, Angst, Ohnmacht und Scham ergeben einen unbeschreibbaren Gefühlsmix. Dass sie trotzdem freimütig über ihre Situation spricht, begründet sie damit, dass die Öffentlichkeit aufgeklärt werden müsse. „Hartz IV hat viele Gesichter.“

Das Klischee von Hartz IV ist eine Demütigung für alle, die täglich um ein Stück Normalität kämpfen

Trost in der Not: Pakete mit Lebensmitteln und liebe Briefe helfen der Familie durch schwierige Zeiten. Relikt aus besseren Tagen: Eine Playstation für Pascal, 16, und Patrick, 14, wäre heute nicht mehr drin

Türenklappern, Pascal, 16, und Patrick, 14, kommen in die Küche. „Nudeln?“, fragt Pascal. „Schon wieder Nudeln?“, hätte er auch fragen können. Pasta, das sind 40 Cent pro Packung und Mahlzeit, das geht fast immer. „Ab Monatsmitte lassen wir manchmal die Sauce weg“, sagt Anna Salmen-Irmsch. Mit Genuss oder gesundem Essen hat das wenig zu tun. Auch das ist für sie unerträglich: Politiker, die in Talkshows sitzen und behaupten, Hartz IV sei eine Frage des Managements, dann kämen täglich Obst und Gemüse auf den Tisch.

„Die ersten paar Monate waren auch für uns kein Problem“, erzählt die gelernte Bürokauffrau. Schwierig sei es erst geworden, als die Vorräte aufgebraucht gewesen seien – „unbedeutend erscheinender, aber teurer Kleinkram wie Gewürze zum Beispiel“. Und als Dinge kaputtgingen. Ein Familienleben organisieren, das heißt nicht nur: planen, konsequent sein. Sondern auch: mit Unvorhergesehenem zurechtkommen. Obst wird auch mal faulig, Milch ranzig, Jungs im Wachstum haben mehr Hunger als sonst. „Sobald was außer der Reihe passiert, geht die Rechnung nicht mehr auf.“

Seit sie weiß, wie die Stimmung kippen kann, wenn zwei „Pubertisten“ der Magen knurrt, verzichtet sie öfter. Tut so, als müsse sie aufs Klo. Draußen, im Flur, ein paar Tränen in ein Taschentuch drücken, „weil das alles so entwürdigend ist.“ Wieder reingehen. „Alles okay, Mama?“ „Alles okay.“

Dass es den Kindern gut geht, sei das Wichtigste. Schon mit der Krankheit des Vaters klarzukommen, sei Belastung genug, sagt Anna Salmen-Irmsch. Mit der Krankheit, die alles auf den Kopf gestellt hat.

Wie einkaufen, wenn es heißt „Karte ungültig“?

Natürlich ist man hinterher schlauer. 15-, 16-Stunden-Tage, das kann auf Dauer nicht gut gehen. „Es war wie ein Rausch“, sagt Thomas Irmsch, bis zu seinem Schlaganfall selbstständiger Geschäftsstellenleiter einer Versicherungsagentur. Vielleicht gebe es ja doch dieses Steinzeit-Gen: der Sippe was bieten wollen. „Es schmeichelt dem männlichen Selbstwertgefühl, wenn man alles möglich macht: mit Omas und Opas im Sommer nach Italien, Hotel mit Pool. Mit der Frau in die Karibik, Markenklamotten für die Jungs und regelmäßig zum Edelitaliener.“

Anna Salmen-Irmsch schämt sich ein bisschen. Nicht dafür, dass sie so gelebt hat, „ich gönne diese Sorglosigkeit jedem.“ Sondern, dass sie sich vorgemacht hat, das andere Ende der Skala komme nicht vor in Deutschland. „Wir haben Geld nach Malawi geschickt. Dass es auch in der Nachbarschaft Not gibt, haben wir verdrängt.“ Sie hatten eine kapitalbildende Altersvorsorge und Lebensversicherungen. Aber keine Absicherung gegen Berufsunfähigkeit.

An den Abend mit Freunden vor drei Jahren erinnert sich Anna Salmen-Irmsch detailliert. Thomas will das Glas heben, etwas sagen. Er bringt aber nur Kauderwelsch heraus. Die anderen lachen. Anna Salmen-Irmsch schaltet sofort. Ruft den Notarzt. Intensivstation, später Reha. „Er hat Glück gehabt“, sagen die Ärzte, und die vielen anderen Schlaganfallpatienten, die im Rollstuhl sitzen, sind der Beweis.

Auch Anna Salmen-Irmsch denkt so. Der seltsame Gang, der schiefe Mund? Wird schon weggehen. Genesung braucht Zeit. Zeit, die eine Gesellschaft, die nach dem Leistungsprinzip funktioniert, nicht vorsieht. Thomas Irmsch hat von heute auf morgen kein Einkommen mehr, doch die Kosten laufen weiter. Das geht eine Weile gut, doch eines Tages heißt es an der Kasse „Karte ungültig“. „Tut mir leid“, sagt die Verkäuferin.

„Tut mir leid“, sagt auch der Sachbearbeiter bei der Arbeitsagentur. Sie sei davon ausgegangen, dass einem in einem Sozialstaat geholfen wird, wenn man hinfällt, sagt Anna Salmen-Irmsch. Aber so einfach ist das nicht, wenn der Hauptverdiener selbstständig war. Sie fügt sich, geht zur Versicherungsagentur, erträgt wochenlanges Gerangel um Zuständigkeiten. Als sie Informationen über die Rückkaufswerte der Lebensversicherungen einholt, wird ihr gesagt: „Da machen Sie eine Menge Geld kaputt.“ Aber es gibt keine Alternative.

„Wie sollen wir überleben?“, fragt sie eine Freundin am Telefon. „Ich überleg mir was.“ Eine Floskel? Fast der gesamte Bekanntenkreis ist seit Thomas’ Krankheit abgetaucht. „Kommt erst mal wieder auf die Füße, dann hören wir uns wieder“, hieß es.

Aufbackbrötchen als Ersatz für eine warme Mahlzeit

Ein halbes Jahr nach dem Schlaganfall bekommt Anna Salmen-Irmsch einen Vorschuss vom Amt. 150 Euro. „Nettes Taschengeld“, hätte sie früher gedacht. „Zwei Wochen ohne Hunger“ bedeu- ▸

tet es jetzt. Längst laufen Einkäufe nach anderen Gesetzmäßigkeiten. Die Butter bleibt im Regal, man gewöhnt sich an Leitungswasser und daran, Saucen mit Mehl zu strecken.

Zweieinhalb Jahre lebt die Familie seit dem Durchwinken des Antrags nun schon von Hartz IV. Stellt den Goldschmuck der Uroma bei eBay ein. Probiert aus, was andere „Hartzer" im Internet empfehlen: containern.

„Man glaubt gar nicht, wie viele Leute mit Rucksäcken und Handwagen zu den einschlägigen Plätzen kommen." Und wie gut das Essen sei, das weggeworfen werde, nur, weil es einen Tag abgelaufen oder die Packung etwas zerdrückt sei.

Anna Salmen-Irmsch lernt neue Maßstäbe kennen. Dass der Latte macchiato im Straßencafé so viel kostet wie acht Packungen Nudeln zum Beispiel. Dass man für eines von Thomas' Dupont-Feuerzeugen einen Monat lang eine Familie ernähren könnte. Als sie mit der Feuerzeug-Sammlung im Gepäck losgefahren sei, nach drei Monaten mit Hartz IV, fragte Patrick auf dem Beifahrersitz: „Was ist eigentlich ein Pfandhaus?"

Sie hält inne. Und sagt ihrem Sohn endlich die Wahrheit. Dass der Papa doch krank sei und es eben nicht, wie anfangs gehofft, so aussehe, dass er bald wieder arbeiten könne. Dass der Staat finanziell einspringe, das Geld aber nicht reiche. Anna Salmen-Irmsch weiß noch, dass es dann sehr lange sehr still gewesen ist im Auto. Und sie sich schließlich bei ihrem Jüngsten entschuldigt hat für den Fall, dass es ihm in den letzten Monaten schlecht gegangen sei. „Ach was, ihr könnt doch nichts dafür", habe Patrick gesagt.

Das Telefonat mit der Freundin hatte sie vergessen, „als die Paketflut kam". An die 60 Sendungen. Konserven, Dosenwurst, liebe Briefe. „Die Freundin hatte einen Aufruf ins Internet gestellt", erzählt Anna Salmen-Irmsch. Den Inhalt der Pakete hat sie fotografiert. Die Bilder schaut sie sich an, wenn ihr der Alltag über den Kopf wächst. Der Alltag mit einem Mann, den ein medizinisches Gutachten erst neulich wieder „arbeitsunfähig" genannt hat.

Die Wut rauslassen ist wichtig in diesem Alltag, in dem von den Kindern inzwischen doch oft eher Kritik kommt als Verständnis. „Papa raucht? Wieso krieg ich dann kein Handy?" Überhaupt, der Papa hätte mehr auf sich achten müssen. „Dann säßen wir jetzt nicht in der Scheiße." Bitter, solche Vorwürfe. Aber auch verständlich.

Die Jungs lernen, was wirklich wichtig ist

„Mithalten können", „den Status halten" – vor allem für Pascal ein wichtiges Thema. „Man sieht ja, wie schnell man sonst unten durch ist", sagt der 16-Jährige und spielt auf Klassenkameraden an, die kein Handy haben und keine Spielkonsole. „Klassische Hartzer eben, mit denen niemand abhängen will." Er sei da schlauer, ihm falle immer was ein. Ein Handy könne man vergessen haben. „Aufs Busfahren kann man bewusst verzichten, weil Radfahren Muckis macht." Wen geht schon was an, dass die Monatskarte im Moment nicht drin ist? Oder auch der Schlagzeugunterricht oder sogar der Beitrag für den Tischtennisverein?

„Wir müssen zu unserer Situation stehen", findet Anna Salmen-Irmsch. Sie weiß, dass sie da viel fordert. Versteht, dass die Jungs die Baseballkappen tief ins Gesicht ziehen, wenn am Monatsende der Gang zur Tafel notwendig wird.

Sie hat eine Therapie gemacht, um all das auszuhalten. Die immer neuen Absagen im Job-Center zum Beispiel, obwohl sie sich doch für „fast alles" angeboten hat, von der Putzhilfe bis zur Stadtbahnfahrerin. Nach einem guten Jahr hat der Psychologe sie angesprochen. Da sei mehr in ihr als bewundernswerte Offenheit im Umgang mit einem Tabu-Thema. Ob sie psychisch Kranke begleiten wolle, im betreuten Wohnen, stundenweise. „Und ob."



Die Katze weggeben? Unmöglich! Auch wenn das Zusatzkosten sind, die mancher Bürokrat für überflüssig hält

Dass ihr als Hartz-IV-Empfängerin nur ein Freibetrag von 100 Euro bleibt, sie von jedem weiteren verdienten Euro 80 Prozent abgeben muss – „kein Grund, es nicht zu tun". Arbeiten sei Teilhabe am Gesellschaftsleben. Dass auch die Jungs bei einem Ferienjob fast alles abgeben müssten, steht auf einem anderen Blatt.

Und wie gehen die damit um? Es gebe da einen Jungen, Tobias, bei dem habe Pascal gemerkt, dass er es ernst meint, und ihn auch mit nach Hause gebracht, als der Öltank leer gewesen sei. „Was ist hier los?", habe Tobias gefragt. Und eine ehrliche Antwort erhalten. Seitdem hat Pascal jemanden, bei dem er sich sicher fühlt.

„Solche Erfahrungen vermitteln Sozialkompetenz", sagt Anna Salmen-Irmsch. Der Gedanke, dass die Jungs aus der Krise auch etwas mitnehmen, tut gut. Aus dieser Krise, bei der das Schlimmste vielleicht erst noch bevorsteht. Anna Salmen-Irmsch hat sich umgesehen. Die Wohnungen, die nach der Zwangsversteigerung infrage kommen, liegen in einer anderen Welt. In der Dosen- und Chipstütenwelt. „Das Fernsehen kann man ausschalten. Die Realität nicht", sagt sie.

Es gebe nur eine Möglichkeit: „zusehen, dass man da möglichst schnell wieder wegkommt". Auch wenn sie noch keine konkrete Vorstellung hat, wie das gehen soll: „Ich hab das Gefühl, dass wir am Ende alle gestärkt hier rausgehen", sagt Anna Salmen-Irmsch. Ihr Mann sei kein Getriebener mehr, die Beziehung sei partnerschaftlicher geworden. Pascal will neuerdings Chemiker werden. Der Antrieb zum Lernen kommt bei beiden Jungs von selbst, die Noten haben sich verbessert. „Der Mann hat einen Schlaganfall, die Familie legt einen astreinen Abstieg hin – und findet sich dabei selbst." Sie lacht.

Sie hofft, dass sie ihren Kindern trotz oder gerade wegen Hartz IV etwas mitgeben kann. Und wenn es nur das ist: „Ohne Berufsunfähigkeitsversicherung – das geht einfach nicht." ■

FOTOS: DOMINIK ASBACH